

## 8. MEINE GESCHICHTEN.

Wenn ich meine Geschichten wesentlich später als die meiner Frau vorstelle, dann ist es, weil viele meiner früheren Erlebnisse erst in Deutschland erzählungswürdig wurden. Ich habe sie in meiner Heimat, bevor ich nach Darmstadt umzog, kaum erzählt. Dazu kam, dass ich schon als sehr kleiner Junge alle erlebte Sachen hinterfragt habe, und mit Schabernack habe ich, in Gegensatz zu meiner Frau, nie etwas im Sinn gehabt. Bei mir geht es also mehr um Einsichten, die ich aus für mich außergewöhnlichen Erlebnissen gewonnen habe.

### **Die Befreiung.**

Im Spätsommer 1944 ging in Mol, meinem Geburtsort nahe der holländischen Grenze, der letzte Weltkrieg zu Ende. Ich war gerade fünf Jahre alt, und es war das erste Geschehen aus meiner frühen Kindheit, das ich nicht als kurze Anekdote, sondern als eine länger andauernde Geschichte im Gedächtnis behalten habe. Dazu habe ich bestimmte Fragen, die ich damals entweder gar nicht gestellt habe, oder nicht beantworten konnte, erst nachdem ich in Deutschland wohnte, beantworten können. Und darum ist die Befreiung erst viel später innerlich zu einem sehr großen Ereignis ausgewachsen.

Einige Monate vor der Befreiung war Besatzung und Widerstand Hauptthema aller Gespräche. Ich hörte dauernd sprechen von den Weißen einerseits, nämlich die von der Untergrundarmee, oder im jetzigen Vokabular: ‚die Terroristen‘, und von den Schwarzen oder Kollaborateuren andererseits. Als Kind wusste ich nicht, dass jeder bei der bevorstehenden Befreiung an der guten Seite stehen wollte. Die Leute, die mit dem Besatzer unter einer Decke gesteckt hatten, konnten den Rückwärtsgang nicht mehr einlegen, und mussten das Schlimmste befürchten. Die Deutschen versuchten die Situation Herr zu werden, indem sie verstärkt Jagd auf Untergrundkämpfer machten. Das habe ich damals mitbekommen. So verschwand der Fotograf, nur einige Wochen nachdem er ein Bild von mir gemacht hatte, auf nimmer Wiedersehen nach Buchenwald. Der Nachbar, ein Kollegen meines Vaters, wurde verhaftet und kam erst ein Jahr später von Buchenwald zurück. Jeder Gewaltakt der Untergrundarmee wurde mit schweren Repressalien bestraft. Um das zu erschweren, erschossen die Weißen eine Kollaborateurin auf der Grenze dreier Gemeinden. Jeden Tag kam mein Vater mit neuen Geschichten nach Hause.

Es war mittlerweile Ende August oder Anfang September, als fünfjähriger wusste ich das noch gar nicht, aber meine jüngere Schwester war am elften August geboren und sie war bestimmt schon eine Woche bei uns im Haus. Das Wetter war seit einigen Tagen sommerlich warm, und man munkelte, dass die Befreiung kurz bevor stand. Die Stadt (Turnhout) 20 km nördlich unseres Dorfes sei schon befreit. In den Straßen herrschte eine drückende Stille. Man sah kaum

noch einen Zivilisten. Deutsche Soldaten, mit Panzerfäusten und Maschinenpistolen bewaffnet, liefen um der Mittagszeit vereinzelt und in Dreiergruppen herum. Aber am Anfang des Nachmittags waren die Straßen leer. Es sah alles ungewöhnlich und unheimlich aus. Mein Vater war nicht zur Arbeit gegangen. Alles wurde verschlossen und Rolläden wurden herunter gelassen. Wir durften nicht mehr aus dem Hause, und wurden in den Keller geschickt. Der Keller war an verschiedenen Stellen mit starken Holzpfehlern abgestützt. Der Bereich um die Kellertreppe wurde von meinen Eltern, mein sechs Jahre ältere Bruder und das Baby belegt. Alles war dort als notdürftige Schlafstelle eingerichtet, seitdem es Bombenalarmlaute gab. Mein jüngere Bruder und ich hatten den Keller an der Straßenseite zugewiesen bekommen. An dem Tag wurden noch einige extra Stühle und das vorhandene Essen aus der Küche mit nach unten genommen. Lange hat es nicht gedauert bis ein immer stärkeres Dröhnen in der Straße zu hören war. Mein Vater vergewisserte sich das alles sicher war. Ja! Es waren die Panzer der Engländer und Kanadier, die in einer endlosen Kolonne langsam an uns vorbei rollten. Die Soldaten saßen siegessicher auf den Geschütztürmen und winkten uns zu. Im Nu waren alle Leute auf der Straße und jubelten. Es gab verschiedene Panzertypen. Der eine war kurz und dick, fast wie ein Riesenschwein. Der andere war lang und niedrig wie eine Schnecke mit Häuschen. An bestimmten Panzern hingen Metallkonstruktionen, und heute weiß ich, dass diese für Notbrücken gebraucht wurden. Bunt durcheinander rollten sie mit viel Krach über den Pflaster unserer Straße, obwohl es heute für mich klar ist, dass dies ein Umweg war, um vorher geplantes feindliches Artilleriefeuer auszuweichen. Es gab plötzlich einen schweren Knall, gefolgt von vielen anderen. Die Soldaten glitten in ihre Geschütztürme ab und schlossen die Luken, noch bevor wir wieder in den Keller flüchten konnten. Ab hier gibt es ein kleines Loch in meinem Gedächtnis, aber vom Erzählen meiner Eltern weiß ich, dass Mitte im Artilleriebeschuss es bei uns an der Haustür klingelte. Wir hatten noch eine kleine Schelle, die mit starren Drähten von dem Eingang aus mit einem Griff angezogen werden musste. Ganz vage kann ich mich trotzdem erinnern, dass mein Vater kurz mit einem Gewissensproblem kämpfte. Sollte er hoch gehen, und vielleicht einen verletzten Soldaten herein lassen, oder sollte er sich keine Gefahr aussetzen. Schließlich ist er kurz zur Haustür gegangen. Er war sofort wieder zurück. Eine Schrapnelle hatte den Griff von der Klingel getroffen und dahinter ein kleines Loch in die Wand geschlagen. Schrapnellen sind die kleinen zackigen und schweren Eisenstücke, die bei der Explosion einer Artilleriegranate oder einer Bombe herum geschleudert werden mit der Absicht zu töten. Wie lange die Beschießung gedauert hat, erinnere ich mich nicht mehr. Wir haben nachher im Keller geschlafen.

Am nächsten Tag war alles ruhig, nur jede halbe Stunde, Tag und Nacht, gab es ab dann eine Granate, die irgendwo explodierte. Mein Vater ist zur Arbeit gegangen und kam mittags mit der Nachricht nach Hause, dass an der Hauptkirche

ein Panzer direkt am Anfang der Beschießung getroffen wurde, und mit Mann und Maus ausbrannte. Wir durften wieder im Garten spielen und in der Straße konnte man jetzt Schrapellen sammeln. Am Sonntag, zwei oder drei Tage später, ging ich mit zur Kirche, und auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig sah ich den ausgebrannten Panzer vom Typ ‚Dickes Riesenschwein‘. Als Junge ging ich mit meinem Vater durch die rechten Kirchenpforte, und der gotische Bogen über der Pforte hatte jetzt ein großes Loch. Auch am Schalloch links oben vom großen schweren Glockenturm war ein Riesenstück von dem Backsteinbau durch eine Explosion weggerissen. Es ist mir erst viel später bewusst geworden, dass an den Häusern rund herum aber kaum ein Schaden zu sehen war. Ich habe das jetzt noch mal mit meinem sechs Jahre älteren Bruder besprochen. Dabei stellte sich heraus, dass meine Eltern mich von weiteren, hinter der Kirche stehende, ausgebrannte Panzer weg gehalten haben. Auch auf der Straße, die südlich vom Markt zum nächsten Dorf fuhr, sollen weitere zerstörte Panzer gestanden haben. Es gab also ein Straßenkampf und, wie der Zufall es gewollt hat, ist der Vater einer meiner späteren Kolleginnen offensichtlich an dem Tag in einer dieser Panzer umgekommen. Meine Mitarbeiterin war damals vier Jahre alt und erfuhr erst jetzt, nachdem sie diese Geschichte gelesen hatte, wo und in welchen Umständen ihr Vater in der Schlacht vor ‚Leopoldsburg‘ getötet wurde, wie es offiziell geheißen hat. Der Mann kam aus Wales in Groß Britannien.

In den nächsten Tagen änderte sich mein Speisezettel schlagartig. Ich aß zum ersten Mal eine Banane und Erdnussbutter. Im Kindergarten gab es fast täglich Sardinen, und daheim musste ich leider jeden Tag ein Esslöffel Lebertran schlucken. Eines Abends war ein kanadischer Offizier zum Essen eingeladen, und ich durfte mit am Tisch sitzen. Auch zum ersten Mal für mich gab es Seezunge. Während des Krieges hatte ich nur Hering gegessen. Ich kam mit den vielen Gräten, die es am Rand der Zunge immer gibt, gar nicht zurecht. Am Ende hatte ich kaum etwas gegessen und auf meinem Teller gab es einen Riesenhaufen Fisch gemischt mit Gräten, die ich sehr unhöflich mit der Gabel vom Mund in den Teller zurück befördert hatte.

Es wurde erzählt, dass die Deutschen sich hinter den Albertkanal zurückgezogen hätten, und dort verharrten. Eines Mittags, ich kam vermutlich vom Kindergarten zurück, war ich Zeuge eines Luftgefechts, der dem Anschein nach gerade über mein Geburtshaus statt fand. Zwei Jäger, vermutlich in sieben bis achttausend Meter Höhe, umflogen sich, und beide schossen verschiedene Male hell feurige, lange, zackige Salven in die Richtung des anderen Flugzeugs. Von dem Schießen war am Boden gar nichts zu hören. Auch die Flugzeuge hörte man kaum. Plötzlich drehten beide ab, die Munition war bestimmt alle. Jeden Abend, noch etwas vor der Dämmerung, war ich im Garten alleine, um die endlose fliegende Geschwader zu beobachten, die wohl Richtung Osten flogen. Unzählige Dreiergruppen mit zweimotorigen Propellerflugzeugen überflogen mich nach

meiner jetzigen Einschätzung in drei bis viertausend Metern Höhe mit einem ununterbrochenen monotonen Gebrumm. Alle Maschinen flogen gleich schnell, und damit schien es, als ob ein breiter Läufer mit einem festen Muster über den Himmel gezogen wurde. Diese Spektakel wiederholte sich Abend für Abend, und erst fünfzehn Jahre später konnte ich mir als Student auf Besuch in Köln und Berlin ein Bild davon machen, was sie für Aufgaben hatten. Noch viel später als ich nach Darmstadt umzog, wurde es mir klar, dass es sich damals um die gnadenlose Vergeltung für die Schlacht um England handelte, die offensichtlich genau so gnadenlos gewesen war.

Zwei bis drei Wochen nach der Befreiung heulten die Sirenen mitten in der Nacht. Wir schliefen sowieso im Keller, aber trotzdem wurden wir alle aufgeschreckt. Das Licht wurde angeschaltet, und jetzt herrschte Angst. Außer meiner Schwester, die erst einige Wochen alt war und schrie, waren wir alle schweigsam. Mein jüngerer Bruder und ich kamen zu den Eltern in den kleineren Keller, um nicht allein zu sein. Kaum fünf Minuten später fing der Krach an. Es ratterte, es explodierte, es knallte aber glücklicherweise nicht vor der Wohnungstür. Es klang wie ein großes Feuerwerk. Und jedes Mal, wenn ich Feuerwerk beiwohne, klingt diese Nacht mir wieder in den Ohren. Es dauerte eine Ewigkeit. Und auch, nachdem es vorüber war, blieben wir still. Wir hatten keine Ahnung, wo und was geschehen war. Erst am Mittag danach, als mein Vater von der Arbeit zum Mittagessen kam, erklärte er, dass man die Militäranlagen von Leopoldsburg, wohin die Deutschen sich zurück gezogen hatten, zerbombt hatte. Mehr als zwanzig Jahre später würde ich dort einen Teil meiner Wehrdienst leisten. Einige Wochen nach den Geschehen war es in aller Munde. Fünfzehntausend deutsche Soldaten starben beim Bombenangriff auf Leopoldsburg. Die Luftschutzkeller, die einige Wochen zuvor fertig gestellt worden waren, hat man bei der Bauabnahme als mangelhaft eingestuft und deshalb für nicht benutzbar erklärt. Die Soldaten dürften also nicht in die Luftschutzbunker gehen. Sie wurden einfach in die Natur geschickt. Dort starben die meisten im Kugelhagel, eben fünfzehntausend Mann. Die Luftschutzkeller blieben alle unversehrt! So ist mir die damals wiederholt erzählte Geschichte in Erinnerung geblieben.

Ich war wohl in der dritten oder vierten Grundschulklasse, als am Bahnhof zu Mol die Namensschilder erneuert oder überstrichen wurden. Das war für mich ein Rätsel. Bis dahin hatte Moll auf den Schildern gestanden, aber warum? War der ursprüngliche historische Name meines Geburtsortes vielleicht Moll und nicht Mol? Ich fragte zu Hause nach, aber weder mein Vater noch meine Mutter konnten mir das erklären. Auch mein Grundschullehrer hatte keine Ahnung. Ich suchte jetzt in vergilbten Büchern, ob ich die Schreibweise ‚Moll‘ in älteren Texten wieder finden konnte, aber ich fand nichts. Das ist nun eine Frage, die einem nachts nicht den Schlaf raubt, und so vergaß ich das Ganze. Erst fünfunddreißig Jahre später fand ich die Antwort selbst heraus. Ich saß abends vor dem

Fernseher und sah mir die deutschen Nachrichten an. Es war die Rede von einem Plutonium Skandal, in dem das Kernkraftwerk in Mochl in Belgien verwickelt war. Und eben in Mol (oder Moll in der deutschen Schreibart) gab es seit den fünfziger Jahren eine Kernkraftanlage. Durch die Lösung von diesem Rechtschreibproblem des Namens von meinem Geburtsort war der zweite Weltkrieg für mich endlich Vergangenheit geworden.

## **Mein Vater**

Einzelne Sätze und Verhaltensweise meines Vaters haben in mir das Vaterbild und das Bild des Idealmenschen eindeutig geprägt. Nicht, dass ich meinen Vater für ein Ideal gehalten habe, sondern sein Verhalten sowohl im Negativen wie im Positiven haben mir gezeigt, was man machen soll, und das was man besser vermeidet. So war mein Vater ein sehr eifriger Mensch, der immer beschäftigt war mit Beruf, mit seiner nebenberuflichen Tätigkeit als Geometer, sein Hobby als Amateurfotograf und Vorsitzender vom Fotoclub, den er selbst gegründet hatte. Seine vier Kinder hat er *gemanaged*, aber ich erinnere mich nicht, dass er je mit uns gespielt hat. Das war meiner Mutter überlassen. Trotzdem war er nicht zufrieden mit sich selbst. So hat er in meiner Anwesenheit Bekannten erzählt, dass er eigentlich Anwalt hätte werden wollen, aber viele Umstände hatten ihm diesen Plan verbaut. Erst nach seinem Ableben habe ich erfahren, dass er sein mathematisches Abitur als Klassenbester bestanden hatte, aber dieses Abitur ließ es nicht zu das Anwaltstudium anzufangen. In Belgien musste man damals alt Griechisch und Latein gelernt haben. Darum forderte seine Mutter ihm auf, Mathematik zu studieren und seine Verlobung mit meiner späteren Mutter aufzugeben. Ein fataler Fehler. Wenn er sich anders entscheiden würde, musste er sofort selbst für seinen Lebensunterhalt aufkommen. Er entschied sich anders, und deswegen gibt es mich. Er heiratete, bekam ohne viel Mühe eine Stelle als staatlicher Beamter, und fing an Griechisch und Latein zu pauken. Parallel zu dem bereitete er die theoretische Prüfung als Geometer vor. Er bestand die entsprechende Prüfung und absolvierte das dazu gehörende Praktikum bei einem beeidigten Geometer. Das hat er alles in den ersten Ehejahren geschafft, aber irgendwo ist der Gesundheitsfaden gerissen, und er musste den Traum, Anwalt zu werden, aufgeben.

Mein Vater war streng mit sich selbst, aber auch mit uns. So geschah es im Winter, ich war in der erste Grundschulklasse, dass eine kleine Gruppe nicht sofort nachmittags von der Schule heimkehrte, und ich war dabei. Ein kleiner Bach durchquerte unser Dorf, und dieser Bach war zugefroren. So etwas hatten wir noch nicht erlebt und wir wollten es gemeinsam entdecken. Wir konnten über die Eisdecke laufen, und irgendwo fand ich ein Loch, das wohl ein Fischer in der Nacht zuvor ins Eis geschlagen hatte. Es gab schon wieder eine kleine Eisschicht über dem Loch, und das versuchte ich mit meinen kleinen Füßen aufzu-

stampfen. Das gelang mir, aber leider planschte ich mit dem ganzen Schuh ins eiskalte Wasser. Der Spaß war vorbei. Ich kehrte heim, und dort musste ich es meiner entrüsteten Mutter erzählen. Nachher floh ich im Garten, aber vor dem Abendessen wurde ich herein geholt und meinen Hintern wurde versohlt, wie das so schön heißt. Ich habe das damals als richtig empfunden und habe mit meinem Sohn bis zur dritte Grundschulklasse ähnlich gehandelt, obwohl es Mühe und Beherrschung kostete. Es wäre einfacher ohne den Klaps, aber ein Kind schätz diese Anstrengungen seiner Eltern im Nachhinein. Es kann natürlich mal vorkommen, dass man die Beherrschung verliert. Das ist mein Vater auch passiert, als ich schon zwölf Jahre alt war. Im Dorf war kein Wasserwerk, und jeder Haushalt musste sich mit seiner eigenen Pumpe bedienen. So standen wir morgens Schlange an der Pumpe, um uns zu waschen. Irgend etwas hatte an dem Morgen nicht geklappt. Mein Vater hat sich verspätet, und irgend etwas hat ihm nicht gepasst, oder er war wegen einer Kleinigkeit genervt. Er hat mir, in meinen Augen ohne Grund, eine Ohrfeige verpasst. Er hat sich nur kurz zur Pumpe gedreht und kehrte sich schon wieder um. Sichtlich durcheinander sagte er: 'Es tut mir leid. Ich bin nervös, weil ich spät bin. Vergib mir'. Nie haben die Worte meines Vaters mich mehr imponiert. Es gab soviel menschliche Größe in dieser Demut. Diese Lektion habe ich nie vergessen.

Mein Vater war ein Gesundheitsfanatiker. Er wollte sehr lange leben, und darum aß er so ausgewogen wie möglich. Mit den Kräuter und Pfeffer sollte meine Mutter sehr vorsichtig umgehen. Morgens hat er sich auch im Winter draußen mit kaltem Wasser die Brust gewaschen und Turnübungen gemacht. Nur eines hat er im Sommer vom Jahr 1953 unterschätzt. Ärzte aus der Familie waren für ein paar Tage in Urlaub bei uns, und hatten damals entdeckt, dass mein Vater Bluthochdruck hatte. ‚Er solle doch etwas unternehmen‘ hatte man ihm gesagt. Ich habe die Warnung der Ärzte selbst mitgehört und noch immer im Gedächtnis, als hätten sie es gestern gesagt. Er hat es aber nicht ernst genommen, und in Januar 1954 erlag er (sehr wahrscheinlich demzufolge) eine Gehirnblutung. Ich war vierzehn Jahre alt und um halb zehn abends war ich schlafen gegangen. Ich war noch nicht eingeschlafen, als drei Viertel Stunde später meine Mutter meinen ältesten Brüder zu Hilfe rief. Mein Vater soll schon in der nächsten halbe Stunde verstorben sein. Komischerweise habe ich für den Verlust meines Vaters überhaupt keine Trauer empfunden. Warum das so war, ist für mich mein ganzes Leben ein Rätsel geblieben. Sein Tod erschien mir so unwirklich, obwohl sein Leichnam bei uns zu Hause aufgebahrt war. Mit meinem Verstand wusste ich, dass er tot war, aber für mein Gefühl war er nur auf Reise. In jedem Fall war eine Sache klar. Zu viele Anstrengungen für ein langes Leben sind nicht sinnvoll. Der Tod liegt immer irgendwo auf der Lauer.

## Glück muss man haben

Wenn wir über unsere persönliche Geschichte nachdenken, müssen viele von uns zugeben, dass wir eigentlich Glück im Leben gehabt haben. Dies gilt um so mehr, wenn wir unsere Lage sowohl in der Menschheitsgeschichte als auch geografisch betrachten. Trotzdem hat der eine mehr Glück als der andere, obwohl es für ‚mehr oder weniger Glück‘ keinen objektiven Maßstab gibt. Zum Glück gehören nicht nur die äußeren Fakten, sondern auch ein glücklicher Charakter. Den hat man, oder man hat ihn nicht. Das ist eben ‚Glückssache‘. Wenn man diesen glücklichen Charakter hat, wird man sich ganz gern an die Sachen erinnern, die gut gelaufen sind, oder die viel Spaß gemacht haben. Nun, ich habe so einen glücklichen Charakter, und deswegen erzähle ich die nächste Anekdote sehr oft, weil ich dort unverschämt viel Schwein gehabt habe.

Es war im sechsten Semester meines Studiums an der Universität zu Löwe (Leuven). Auf dem Programm stand unter anderen das Pflichtfach ‚Physikalische Chemie‘. Dazu gab es weder vorgedruckte Notizen noch ein Fachbuch, das mir den Besuch dieses Kurses hätte ersparen können. Also ging ich jede Woche mit meinen etwa fünfunddreißig Kommilitonen in einen Vortragsraum mit vielen Fenstern, der vielleicht hundert Studenten fassen konnte. Der Professor war ein großer, stämmiger, sympathischer Mann, der in etwa fünfundfünfzig Jahre alt war. Ich habe seinen Namen vergessen, aber er klang Deutsch. Der Herr stammte offensichtlich aus den belgischen Ostkantonen, wo eine deutsche Minderheit wohnt. Seine Muttersprache war also Deutsch. Er hatte sein früheres Studium mit Sicherheit gezwungenermaßen in französischer Sprache absolviert. Dazu soll man wissen, dass in Belgien nach der Revolution von 1830 per Grundgesetz weder der König eine holländische Prinzessin heiraten durfte, noch in allen öffentlichen Handlungen Flämisch (Niederländisch) verwendet werden durfte. Darum konnte man bis 1932 in ganz Belgien nur in französischer Sprache studieren. Nun wurde unser sympathischer Mann Professor in der flämischer Abteilung der Universität. Infolgedessen hielt er seine Vorlesungen in dem, was er für Niederländisch hielt. Er hatte die Angewohnheit die ganze Tafel voll mit Zeichnungen und Formeln zu schreiben. Die schrieb ich natürlich eifrig ab. Was er dazu erzählte, war für mich unbegreiflich. Es kann damals beim Bau vom Turm zu Basel kaum schlimmer gewesen sein. Also reimte ich mich etwas zusammen. Am Ende des Semester hatte ich nur fünfundvierzig Seiten abgeschrieben, also bitter wenig. Nun musste ich das für die Prüfung auch noch lernen. Wenn ich die Notizen anschaute, sah ich ein, dass die Aussichten, die Prüfung zu bestehen, nicht viel versprechend waren. Es hatte auch keinen Sinn, die vielen unverständlichen Formeln auswendig zu lernen. Das würde ich nie schaffen. Zusätzlich kommt man in einer mündlichen Prüfung in Teufels Küche, wenn man nicht die geringste Ahnung hat von dem, was man an eine Tafel niederschreibt. Darum entschloss ich mich, eine Zusammenfassung zu machen von dem, was ich mehr

oder weniger als eine zusammenhängende Erklärung betrachtete. Das waren also alle beschriftete Bilder von den Experimenten und bei jedem Bild die Erklärung vom Zweck der Geräte und dazu noch ein paar Chemieformeln. Es blieben mir nur zehn Seiten übrig.

An einem schönen, sonnigen Julimorgen standen die fünfunddreißig Kommilitonen und ich morgens um neun in einem langen Korridor vor der Tür des Professors in Physikalischer Chemie, zwecks der mündliche Prüfung. Viertel nach neun erschien der dynamische Mann und fragte, wer zuerst geprüft werden wollte. Wir schauten uns gegenseitig an, und ich trat nach vorne. Ich muss wohl gedacht haben: ‚Kurz, wenn auch schmerzlich, einfach durch!‘. An einer Wand des Büros war eine riesengroße Tafel mit allem drum und dran. Ich nahm ein Stück Kreide und der Professor stellte die erste Frage. Ich wusste natürlich welche Zeichnung dazu passte und fing sofort an, die Tafel voll zu schreiben. Der Professor nahm jetzt einen großen Stoß Briefe, die auf seinem Schreibtisch lagen. Er öffnete zwei Briefe und las sie, ohne mir einen Blick zu gönnen. Am Ende seines zweiten Briefes schaute er auf und nickte bejahend. Das muss wohl die Zeichnung gegolten haben. Aber beim betrachten der Formeln meinte er: ‚Aber, dort, das ist nicht so, sondern so und so‘. Nachdem er ganz ausgeredet hatte, reagierte ich ohne mit: ‚Ach ja!‘, als ob ich das wohl wusste, aber im Prüfungsstress falsch aufgeschrieben hatte. So entdeckte er noch mindestens zwei gravierende Fehler, die ich sofort wegwischte und korrigierte. Wenn der gute Mann das Alles objektiv beurteilt hätte, wäre die Schlussfolgerung einfach gewesen: ‚Dieser Student weiß eigentlich nicht genau, was in dem Gerät vor sich geht. Er hat es nicht kapiert.‘. Es gab jetzt die zweite Frage und die nächsten zwei Briefe. Wieder hatte ich kein Problem, die Tafel mit Pseudowissenschaft zu füllen. Der Professor schaute sich alles wieder an, nickte erst, aber dann machte die zwei oder drei an und für sich vernichtenden Bemerkungen, die er aber ganz freundlich formulierte. Schließlich gab es die dritte und normalerweise letzte Frage, die dritte Antwort und das gleiche Szenario. Nachdem er zum letzten Mal gezeigt hatte, dass ich nichts von seinem Fach verstanden hatte, sagte er ganz nett: ‚Danke schön. Rufen Sie den Nächsten doch mal herein?‘. Beim hinaus gehen wusste ich nicht, was ich denken sollte. Meine Mitstudenten stürmten auf mich zu, um zu fragen, wie es war. Ich zuckte mit den Schultern und antwortete: ‚Ich glaube, dass es nicht gut war.‘. Bei so eine Antwort verstummten die Fragen. Ich ging heim mit einem äußerst unguuten Gefühl. Wenn ich der Professor gewesen wäre, hätte ich mir Note fünf gegeben. In Belgien war es damals gesetzlich notwendig, alle Fächer von zwei Semestern (ist gleich ein akademisches Jahr) innerhalb eine Prüfungsperiode von einer oder zwei Wochen zusammen zu bestehen. Lohnte es sich noch weiter zu machen? Note fünf in einem Fach konnte das Gesamtergebnis ins Wanken bringen und mich durchfallen lassen. Zufällig kannte ich den Assistenten des Professors. Er war der Sohn eines Drogisten in der Kleinstadt, wo ich wohnte. Ich sah diesen Mann abends im Bahnhof, weil wir beide täglich zwischen Tienen und Löwe pendelten. Ich frag-

te ihn, ob er mal in das schlaue Buch seines Chefs schauen könnte, um herauszufinden, ob ich bei der Prüfung morgens vielleicht nur Note fünf oder sechs geschafft hätte. Am nächsten Abend sah ich den Assistenten schon vom Weiten vor dem Bahnhof. Ich eilte auf ihn zu und fragte aufgeregt: ‚Und?‘. Der junge Mann lächelte, presste die Lippen aufeinander, hob leicht seine Schultern und antwortete lässig: ‚Du hast vierzehn (Punkte von zwanzig). Es gibt überhaupt keinen Grund, dir sorgen zu machen.‘. Ich hatte also Note drei. Es war klar. Ich hatte wieder mal Glück gehabt, indem ich als erster hinein gegangen war. Die Briefen hatten mich gerettet.